

Marion Giebel

Wundermänner und Schwindelpropheten

- Vermittler des Heiligen in der Antike

Gesendet in der Reihe "Diese unsere Welt" im 2. Programm des Bayerischen Rundfunks am 23.12.2001.

Um das Jahr 340 nach Christus reiste eine römische Delegation in den Süden der arabischen Halbinsel, ins Gebiet des heutigen Jemen. Kaiser Constantius II., der Sohn Konstantins des Großen, warb um die Freundschaft der dortigen Araberfürsten, die er von der Seite der Perser abziehen wollte. Die Perser, die Grenznachbarn Roms im Osten, attackierten immer wieder die Grenzen des Reiches am Euphrat, und sie schickten dazu die mit ihnen verbündeten Araberstämme vor. Constantius, ein umsichtiger Herrscher, wollte diese nun für sich gewinnen. Er sandte nicht nur kostbare Geschenke, darunter 200 Rassepferde, sondern auch einen kompetenten Delegationsführer. Er hieß Theophilus und stammte von einer Insel südlich des Golfs von Aden, die auch von Indern bewohnt wurde und ein Stützpunkt der arabischen Indienfahrer war. Daher nannte man ihn "den Inder", was er sich gerne gefallen ließ, denn aus Indien kam die vielgerühmte indische Weisheit, die Alexander der Große sozusagen in Mode gebracht hatte, seit er sich damals auf seinem Zug mit den Brahmanen, den Yogis, unterhalten hatte. Man war überzeugt, daß sie das "Urwissen" besaßen und ihre asketische Lebensweise ihnen besondere Kräfte verlieh.

Theophilus der Inder war nicht nur weise, er hatte als frommer Christ die geistliche Laufbahn eingeschlagen. Nun sollte er nicht nur Verbindungen zu den arabischen Stammesfürsten aufnehmen, sondern auch als Bischof den christlichen Glauben verbreiten. Er hatte also eine doppelte "Mission", und diese schien erfolgreich. Die Beduinenscheichs waren gebührend beeindruckt, nicht nur von den reichen Gaben, sondern auch vom würdigen Auftreten des Gottesmannes. Doch da regte sich Widerstand in der Bevölkerung: Was will dieser Abgesandte der Römer hier? Aber Theophilus rief den Segen des Himmels auf alle herab, er wirkte Wunder, heilte Kranke, ja erweckte angeblich sogar einen Mann vom Tode. Daraufhin beruhigten sich die Gemüter - der Fremde war ein heiliger Mann, er stand unter dem Schutze seines Gottes. Theophilus erhielt die Erlaubnis, drei Kirchen zu erbauen, für die er günstige Standorte im Schnittpunkt von Handelswegen auswählte. Er hatte Priester im Gefolge, die den Bau leiteten und dann dort die Stellung hielten.

Die Mission hatte ihren Zweck erfüllt, der Bischof hatte eindrucksvoll dokumentiert, daß man auf seinen Auftraggeber, den römischen Kaiser, und auf dessen obersten Schutzherrn, den Christengott, bauen könne. Constantius sah es sicher gern, daß sich der christliche Glaube auf der arabischen Halbinsel ausbreitete; ebenso lieb war es ihm aber, daß die neuen Freunde nun nicht mehr die Euphratgrenze bedrohten. Theophilus reiste noch weiter, zu seiner Heimatinsel und dann hinüber nach Vorderindien. Hier wollte er die Christen besuchen, die es dort seit früher Zeit gab, der Legende nach seit dem Wirken der Apostel Bartholomäus und Thomas. Theophilus wollte ihnen seinen seelsorgerischen Beistand leisten und sie belehren, was es alles Neues gab in christlicher Dogmatik und Liturgie. Aber der Kaiser hatte gemeint, wenn er schon einmal dort sei, könne er doch auch sein Augenmerk auf den römischen Indienhandel richten, der eine Belebung nötig hatte. Vom Roten ins Arabische Meer und zum Persischen Golf verliefen wichtige Routen, die gefragte Luxusgüter brachten: Gold, Weihrauch und Myrrhe sowie Gewürze, Heilpflanzen, Seide, Perlen ... In den Krisenzeiten vor der Regierung Konstantins war der römische Handel dort fast zum Erliegen gekommen, und die Gewinner waren die Perser gewesen. Auch die Christen in Indien waren nahezu isoliert worden von ihren Verbindungen ins Römerreich. Wenn nun Theophilus als Bischof seine versprengten Schäflein besuchte, konnte er auch dort Sympathiewerbung betreiben und schließlich einen römisch-christlichen Brückenkopf errichten für Handel und Wandel mit Indien und Arabien.

Theophilus wurde bei seiner Rückkehr von Constantius hoch geehrt; er wirkte weiterhin als Berater am Hof.

Der römische Kaiser hatte sich mit seinem Abgesandten eines speziellen Geschäftsträgers bedient, der Autorität und Heiligkeit verband und sich glaubwürdig als Vermittler in geistlichen wie weltlichen Belangen präsentierte. Theophilus der Inder stellt die christliche Ausprägung eines Menschentypus dar, der seit jeher zu den Leitfiguren der antiken Gesellschaft gehörte. Es war der *theíos anér*, der göttliche oder heilige Mensch, eine charismatische Persönlichkeit, die durch spirituelle Gaben ausgezeichnet war. Solche Personen, mit einem besonderen Draht zum Göttlichen, vermochten zwischen Himmel und Erde zu vermitteln und traten besonders in Krisenzeiten als Heilbringer und Wohltäter der Menschheit hervor. Als "Wundermänner" galten zunächst mythische Gestalten wie Orpheus, später waren es vor allem Philosophen, und schließlich wurde ihre Rolle von den christlichen Heiligen übernommen.

Das größte Ansehen als "heiliger Mann", bei Mit- und Nachwelt, besaß Pythagoras, der um 560 vor Christus auf Samos geboren wurde. Auf weiten Reisen studierte er die Weisheit der Ägypter und der Babylonier, von den letzteren soll er auch die Anregung für seine mathematischen Studien erhalten haben, und speziell für den sogenannten "Satz des Pythagoras". Da ihm die Tyrannenherrschaft des Polykrates auf Samos mißfiel, wanderte er um 530 in das griechisch besiedelte Unteritalien aus. In der Stadt Kroton gründete er eine religiös-philosophische Gemeinschaft, in der er mit seinen Schülern und Schülerinnen nach strengen Regeln wie in einem Orden lebte. Er lehrte die Seelenwanderung und forderte daher den Verzicht auf Fleischnahrung: Es könne ja einer der Vorfahren in dem Tier verkörpert sein, das man schlachtete und aß. Auch war es den Göttern sicher nicht wohlgefällig, wenn man ihre Geschöpfe tötete, um sie ihnen als Opfergabe darzubringen. Pythagoras selbst war sich mehrerer Wiederverkörperungen bewußt, zum Beispiel als einer der Teilnehmer am Trojanischen Krieg. Seine Anhänger glaubten, daß sich ein Gott in seiner Gestalt verberge. Wie könne er sonst an mehreren Orten zur gleichen Zeit gesehen werden? Er hatte auch Verbindungen zu anderen Wundermännern. Aus dem sagenhaften Land der Hyperboreer, die "jenseits des Nordwindes" wohnten, kam der Weise Abaris zu ihm. Er ritt, so hieß es, auf einem Pfeil durch die Lüfte und hatte es in der Askese angeblich so weit gebracht, daß er ganz ohne Nahrung auskommen konnte. Abaris bezeichnete sich als Priester eines Gottes aus dem Norden: Das mußte Apollon sein, meinten die Griechen. Denn er verließ ja im Winter seinen Sitz in Delphi und begab sich zu den frommen Hyperboreern, eben jenem Volk jenseits des Nordwindes. Damit waren wohl die Skythen gemeint, die am Nordrand des Schwarzen Meeres lebten und viele seltsame Bräuche pflegten. Aus heutiger Sicht läßt sich annehmen, daß Abaris ein Schamane war, der aus dem Raum zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer kam. Noch heute gibt es bei Naturvölkern, wie im sibirischen Raum, Schamanen: Männer und Frauen mit spirituellen Kräften und seherischen Fähigkeiten. Man glaubt, daß sie ihren Körper verlassen und auf eine Seelenreise gehen können, zu den Geistern der Ober- und Unterwelt. Sie sorgen auch für die Ordnung des Lebens und das Gleichgewicht in der Natur, indem sie dafür eintreten, daß niemals mehr Tiere als nötig erlegt werden. Auch heilen sie Kranke, denn sie verfügen über ein umfassendes Wissen in der Pflanzenheilkunde. Auf solche Wundermänner trafen die Griechen bei ihrer Besiedelung der Gebiete am Schwarzen Meer, und es ist ein Zeichen für ihre geistige Offenheit, daß daraus die Überlieferung vom Besuch des Abaris bei Pythagoras entstand. Beide Männer tauschten ihr Wissen aus, sie waren überzeugt, daß ein gemeinsamer Gott sie leite, und daß er sie ausgesandt habe, um die Menschen zu belehren. "Freundschaft aller mit allem", war eine Devise des Pythagoras, Freundschaft der Menschen mit den Göttern, mit den Mitmenschen, mit der Natur und all ihren Geschöpfen.

Das Bild des Pythagoras, nicht als des Naturwissenschaftlers, sondern des legendären Weisen mit übernatürlichen Kräften, lebte wieder auf in der römischen Kaiserzeit. Es bildeten sich mystisch-philosophische Zirkel, in denen man Pythagoras als Meister ansah. Einer seiner Nachfolger war Apollonios von Tyana, ein Grieche aus einer Stadt in Kleinasien. Er lebte im ersten Jahrhundert nach Christus, die uns erhaltene Biographie aber stammt aus dem Anfang des dritten Jahrhunderts, einer Zeit, die geradezu süchtig war nach Propheten und Wundertätern. Daher erleben wir den

Philosophen Apollonios als Wanderprediger und Wunderheiler, der bis nach Indien zog und mit den dortigen Weisen Gespräche führte. Apollonios verwarf wie sein Vorbild Pythagoras blutige Opfer, ein hemmungsloses Genußleben und Tyrannenwillkür. Gegen die Gewaltherrschaft des Kaisers Domitian erhob Apollonios unerschrocken seine Stimme; er sah voraus, daß dessen Regime ein baldiges Ende finden würde. Nach ihm aber werde der gesetzestreue Senator Nerva zur Regierung kommen. So ermunterte Apollonios die Gegner Domitians, durchzuhalten, der Kaiser aber ließ sie verhaften wegen Hochverrat und beschuldigte den Apollonios, sie dazu angestiftet zu haben. Auch wurde ihm vorgeworfen, er sei ein Zauberer und habe einen Knaben geopfert und aus seinen Eingeweiden die Zukunft vorausgesagt, mit dem Namen des neuen Kaisers. Apollonios wurde vor Gericht geladen, und er machte sich ruhig und gelassen auf die Reise nach Rom, obwohl ihn seine Freunde beschworen, sich nicht der Laune des Tyrannen zu opfern und nicht die Philosophie ihres Vorkämpfers zu berauben. Apollonios entgegnete ihnen:

"Die Weisheit fordert, sich vor den Tyrannen und dem Tode nicht zu fürchten. Sie läßt aber nicht zu, daß man seine Freunde im Stich läßt, denn im Inneren des Menschen wohnt das Gewissen, das ihn von bösen Taten zurückhält. Also will ich versuchen, die mit mir angeklagten Männer zu retten."

In Rom wurde er ins Gefängnis geworfen, nachdem man ihm seine langen Haare geschoren und ihm sein Leinengewand ausgezogen hatte; man nahm ihm damit die Abzeichen seines Philosophentums. Im Gefängnis wurde er umringt von trauernden und klagenden Menschen, die unschuldig falschen Anklägern zum Opfer gefallen waren. Apollonios tröstete sie und gab ihnen Kraft zum Ausharren.

Nun wurde er vor Kaiser Domitian geführt, vor dessen Mißtrauen und jähem Wutausbrüchen ihn Wohlmeinende gewarnt hatten. Apollonios aber begann freimütig zu reden:

"Wir beide, mein Kaiser, sind in Gefahr: du, als ein Verfolger der Philosophie wider alles Recht zu erscheinen, und ich, als einer, der die guten Gaben der Weisheit zu Schwindel und schwarzer Magie mißbraucht. Ein falscher Ankläger, der sich klingenden Lohn erwartet, hat uns beide in diese mißliche Lage gebracht. Das Volk in Rom glaubt, du würdest deinem Zorn nachgeben und mich hinrichten lassen. Von mir aber nahm man an, ich würde mich diesem Verhör entziehen. Ich bin aber hier erschienen, um zu zeigen, daß ich von dir ein Urteil nach Recht und Gesetz erwarte. Also hege auch du kein Vorurteil gegen mich und lasse dich nicht beherrschen von einem niedrigen Schmeichler, der solch unglaubliche Verdächtigungen gegen mich ausgestreut hat. Die Männer, mit denen ich verkehrte, sind friedliche Bürger. Nerva ist ein alter Mann, der nie auf die Idee käme, eine Verschwörung anzuzetteln. Und wenn dir wirklich eine derartige Gefahr drohte, brauchtest du da einen niedrigen Sklaven, der dich darüber belehrt? Du bist doch, wie du sagst, der besondere Günstling der Göttin Athene - gerade hast du ihr geopfert, sie spricht mit dir - und sie hätte dich nicht vor einer solchen Bedrohung gewarnt? Das hieße doch, den Schutz der Götter geringachten, wenn du statt auf sie zu vertrauen, lieber auf die Einflüsterungen solch übler Kerle hörtest! Und ich soll einen Knaben geopfert und aus seinen Eingeweiden geweissagt haben - das ist vollends absurd! Du weißt so gut wie jeder andere, daß ich nicht einmal Tiere opfere. Und daß ich den Mächtigen gegenüber keine Zauberkünste anwende, sondern ihnen guten Rat gebe, das wußte kein Geringerer als dein Vater, der zu den Göttern erhobene Vespasian. Bevor er zur Herrschaft kam, hat er in Ägypten mit mir eingehende Gespräche geführt, und ich habe ihn bestärkt, die Kaiserwürde anzunehmen. Du wirst nicht behaupten wollen, daß dein Vater einen Zauberer befragte, bevor er Kaiser des Römischen Reiches wurde - er konsultierte einen Philosophen über die gerechte Herrschaft. Ich habe stets meine Aufgabe darin gesehen, den Menschen zu raten, wie sie besser und glücklicher werden. So rate ich auch dir, mein Kaiser: Bedenke, wie wandelbar das Glück ist, laß ab von den Verbannungen, vom Blutvergießen, damit der Tränenstrom der Menschen versiegt, das Echo der Klagen verstummt. All das haben ja die Verleumder, die falschen Ankläger, auf dem Gewissen, die dich bei allen verhaßt machen!"

Der Kaiser war beeindruckt, aber bevor er einen Urteilsspruch fällen konnte, war Apollonios verschwunden. Domitian ließ keineswegs wutschnaubend nach ihm suchen, auch nicht, als er

erfuhr, daß der Philosoph in Olympia aufgetaucht war, wo er große Menschenmengen anzog. Er wirkte weiter als Philosoph und Wundertäter: es wurde erzählt, er habe ein junges Mädchen vom Tod erweckt, das gerade im Trauerzug, vom Bräutigam beweint, zu Grabe getragen wurde. Auch wußte er genau den Moment, als in Rom Kaiser Domitian einem Attentat zum Opfer fiel. Nerva wurde sein Nachfolger, wie Apollonios es vorausgesehen hatte. Der neue Kaiser lud Apollonios an den Hof ein, dieser aber begnügte sich mit brieflichen Ratschlägen und fügte hinzu:

"Mein Kaiser, wir beide werden bald lange Zeit beieinander sein, ohne über andere zu herrschen oder von anderen beherrscht zu werden."

Die weise und gerechte Regierung Nervas dauerte nämlich nur kurze Zeit, und auch Apollonios verließ bald diese Welt. Man erzählte, er sei entrückt worden, aus einem Tempel auf Kreta, den er des Nachts betreten habe, obwohl er von grimmigen Hunden bewacht wurde. Die Tempelwächter hätten Apollonios deshalb ergriffen und in Fesseln gelegt, da sie ihn für einen Zauberer hielten. Doch die Fesseln fielen von ihm ab, die Türen des Tempels öffneten sich von selbst und schlossen sich wieder hinter ihm. Man hörte einen Gesang wie von einem Jungfrauenchor: "Verlasse die Erde und steige zum Himmel empor!" Da man nirgendwo seinen Leichnam fand, nahm man an, er sei wirklich zu den Göttern erhoben worden.

Noch lange nach seinem Tode hatte Apollonios viele Anhänger, die ihn als einen heiligen Mann verehrten und wie er nach dem Vorbild des Pythagoras lebten. Kaiser Caracalla erbaute ihm einen Tempel in seiner Heimatstadt Tyana, und die Mutter des Kaisers, die gelehrte und fromme Julia Domna, beauftragte den griechischen Schriftsteller Philostrat, eine Biographie zu schreiben, die wir heute noch besitzen. Kaiser Alexander Severus hatte in seiner Hauskapelle die Statuen von Apollonios und Christus neben denen der vergöttlichten Kaiser stehen. Vieles im Leben und Wirken des Apollonios erinnerte in der Tat an Jesus Christus, und so wurde der griechische Philosoph als ein Gegenbild zu Christus aufgestellt. Die Heiden verwiesen darauf, daß auch sie heiligmäßige Männer, Erlöser und Wundertäter hätten, die Christen aber lehnten solche Parallelen ab: Dieser Apollonios sei doch nur ein Zauberer und Scharlatan gewesen!

Skeptisch gegenüber den Wundermännern zeigte sich auch der heidnische Schriftsteller Lukian, der im zweiten Jahrhundert nach Christus einen selbsternannten zeitgenössischen Propheten dem Spott preisgab. Er behauptet, aus der Schule des Apollonios von Tyana zu stammen, dieser Alexander von Abonuteichos, aber er ist ein Schwindelprophet, sagt Lukian. Und wenn er dessen Machenschaften aufdeckt, dann will er damit die Gesellschaft seiner Zeit tadeln, die es in ihrer Wundersucht und Leichtgläubigkeit gar nicht besser verdient, als von einem solchen Schwindler ausgenommen zu werden. Dieser Alexander stammte aus einer griechischen Stadt am Südrand des Schwarzen Meeres und zog zuerst als Gehilfe mit einem Arzt durch die Lande. Der aufgeweckte junge Bursche merkte bald, daß die Menschen nicht nur Arzneien, sondern auch Zuspruch brauchten, Antwort auf Fragen aller Art, besonders nach der Zukunft. Für solche Auskünfte waren die Leute bereit, viel Geld zu bezahlen. Und Alexander hatte eine Idee, als er in Pella, im Geburtsort Alexanders des Großen, sah, daß es dort ungewöhnlich große Schlangen gab, die aber harmlos waren und wie zahme Haustiere gehalten wurden. Die Mutter Alexanders hatte solche Schlangen gehabt, woraus das Märchen entstanden war, ein Gott in Schlangengestalt habe ihren Sohn gezeugt. Die Schlange war auch das heilige Tier des Gottes Asklepios oder Äskulap, von dem die Römer glaubten, er sei als große heilige Schlange zu ihnen gekommen. Ein Schlangenorakel - das war es! Alexander erwarb einige besonders zahme Tiere und kehrte in seine Vaterstadt zurück. Er hatte die Kunde verbreitet, der Heilgott Äskulap werde demnächst mit seinem Vater Apollon auf die Erde kommen und - man höre und staune - just in Abonuteichos seinen Sitz aufschlagen. Auf Erztafeln stand dies geschrieben, die man -rein zufällig - gerade in einem uralten Apollontempel ausgegraben hatte. Und er, Alexander, war der Prophet der Götter: Mit lang herabwallendem Haar, in purpurnem Gewand mit einem weißen Mantel darüber, zog er ein und verkündete der staunenden Menschenmenge, der Gott Äskulap werde bald bei ihnen geboren werden. Dazu traf er seine Vorbereitungen und lief am nächsten Tag zu einer Quelle, wo er aus dem Wasser ein präpariertes Gänseei herausholte. Aus dem Ei schlüpfte eine kleine Schlange, die Alexander triumphierend

hochhielt: In Gestalt seiner heiligen Schlange war Äskulap erschienen. Am nächsten Tag zeigte sich der Wundermann, im Halbdunkel einer kleinen Kapelle sitzend, in exotischem Ornat, mit einer ausgewachsenen Schlange auf dem Schoß, die sich um seinen Hals schlang, während sich ihr Schwanz auf der Erde ringelte. Ihr Kopf aber war unter seinem Arm verborgen, statt dessen reckte sich der Volksmenge ein künstlicher Natternkopf entgegen, aus Leinen verfertigt und bemalt, mit einem Gesicht wie ein Mensch, und das Maul konnte mit Hilfe von Pferdehaaren auf- und zugezogen werden, wobei auch eine gespaltene schwarze Zunge hervorschnellte. So rasch war die Schlange gewachsen - und sie verkündete durch den Propheten auch ihren Namen:

Ich bin Glykon, der Sprosse des Zeus, ein Licht für die Menschen.

Glykon, der Schlangengott, eine Inkarnation des Heilgottes Äskulap, und dieser Gott gab Orakel! Alexander erklärte genau, wie alles ablaufen werde: Man solle seine Fragen und Wünsche auf einer kleinen Schreibtafel vermerken, diese mit Bindfaden verschnürt und gut versiegelt bei ihm abgeben. Er werde sich mit der Schreibtafel ins Innere des Tempels zurückziehen - einen Tempel erbauten die Bürger sogleich, damit der Gott ja nicht in eine andere Stadt abwanderte. Dann würde er, der Prophet, wieder herauskommen und jedem seine Schreibtafel zurückgeben, mit unversehrtem Siegel und der Antwort des Gottes. So geschah es auch, und allen erschien es übernatürlich, unbegreiflich, während Lukian sich mit galligem Spott darüber ausläßt, wie viele Methoden es gäbe, um an versiegelte Briefe unbemerkt heranzukommen. Natürlich kostete ein Orakelspruch etwas, aber Alexander war moderat in seinen Preisen, Glykon war ein Gott für Arm und Reich. Und so kamen die Leute von überallher, nicht nur einfältige Landbewohner, nein, bis nach Rom verbreitete sich der Ruf des Wundermannes und seines neuen Gottes. Alexander hatte ein wahres Netzwerk von Botschaftern und Kundschaftern aufgebaut, er wußte, was die Leute bewegte, und vermochte jeweils die passenden Antworten zu geben. Manchmal waren seine Sprüche vage und doppeldeutig, wie es die Ratsuchenden von Delphi her gewohnt waren. Auch vergaß er sich selbst nicht, indem er den Gott sagen ließ:

Ich befehle euch, meinen Propheten und Diener zu ehren,

denn mir liegen nicht Schätze, mir liegt nur mein Diener am Herzen.

Und das Orakel zahlte sich aus, zumal Alexander noch spezielle Sprüche fabrizierte - für besondere Kunden von Rang und gegen entsprechende Sondervergütung. Er machte aus langen Vogelhälsen eine Art Sprachrohr; das eine Ende ging in den unechten Schlangenkopf, während am anderen Ende ein Gehilfe verborgen war, der sich als "Stimme des Gottes" vernehmen ließ. Da kam doch wahrhaftig einer der höchsten Würdenträger aus Rom und ließ sich weissagen, sogar wen er heiraten solle. Die Tochter des Wundermannes natürlich, die ihm die Mondgöttin selbst geboren hatte! Diese feierte später mit dem Propheten in neugeschaffenen Mysterienspielen eine Art "heiliger Hochzeit", unter den Augen ihres Mannes. Ja, der "Göttliche" konnte sogar den Kaiser überreden, Münzen zu prägen mit dem Abbild des Schlangengottes Glykon. Nicht zu glauben, meint Lukian, und mit ihm sein Übersetzer Christoph Martin Wieland, ebenfalls ein Aufklärer.

Aber die Verrückten und die Dummen sterben nicht aus. Lukian berichtet von einem Mann namens Peregrinus, der sich selbst Proteus nannte, nach dem Gott, der wahrsagte und seine Gestalt wandeln konnte. Und solch ein Proteus war er wahrhaftig. Als junger Mann hatte er seine Heimat verlassen müssen, weil man ihn des Vatemordes verdächtigte. Ruhelos zog er umher, versuchte sich als Wanderphilosoph und landete dann in Palästina bei den Christen. Der Eifer für das Christentum brachte ihn ins Gefängnis, er war bereit zum Märtyrertod, wurde aber von einem aufgeklärten Statthalter offenbar als Schwarmgeist erkannt und freigelassen. Er überwirft sich dann mit den Christen, zieht nach Ägypten, wo er die weltverachtende Lebensweise des kynischen Philosophen aufnimmt. In Italien macht er sich unbeliebt durch Beschimpfungen des Kaisers und kommt schließlich nach Griechenland, wo er zum Widerstand gegen die Römermacht aufruft. Seine extremen Ansichten und die Verachtung jeglicher Autorität (vielleicht aufgrund einer gestörten Vaterbeziehung?) verschaffen ihm Bewunderer und Anhänger. In Olympia schmätzt er den Mäzen und Wohltäter Herodes Atticus, der dort eine große Wasserleitung gebaut hatte. Man wartete gespannt, was dem trotzigen Freigeist noch einfallen würde. Und Peregrinus krönte seine Laufbahn

mit einem spektakulären Selbstmord: In Olympia, während der Spiele des Jahres 165 nach Christus, verbrannte er sich öffentlich auf dem Scheiterhaufen, nach dem Vorbild des Herkules oder des indischen Weisen Kalanos. Ein tragisches Possenspiel, meint Lukian. Unstillbare Ruhmsucht habe ihn getrieben, bis zu jenem letzten tollen Einfall, der ihm wahrhaftig den Ruhm bewahrte: Sein Philosophenstab wird als Reliquie für viel Geld verkauft, man errichtet ihm eine Statue, zu der Pilger kommen, auch von Wundern wird erzählt.

Lukian und andere mochten den Kopf schütteln über die Wundersucht und Gutgläubigkeit ihrer Zeitgenossen; das Bedürfnis nach "Fachleuten des Heiligen" scheint den Menschen eingewurzelt zu sein, aller Aufklärung zum Trotz. Wer weiß, ob sich das Christentum so rasch durchgesetzt hätte, wenn es nicht auch den Typus des heiligen Mannes mitgebracht hätte? Da gab es Mönche, die sich in die Einsamkeit zurückzogen. Aber das Volk kam zu ihnen, denn man war überzeugt, daß die Eremiten, die losgelöst von den Verstrickungen des Alltags, in Fasten und Gebet lebten, doch einen besonderen Draht zum Himmlischen besitzen müßten. In Syrien, in der Nähe von Aleppo, wurde der Einsiedler Simeon so von den Leuten bedrängt, daß er sich eine Säule erbaute, übermannshoch, mit einem kleinen Podest, und fortan sein Leben auf dieser Säule verbrachte. Ob er durch völligen Verzicht auf Nahrung bald ins Himmelreich eingehen wollte? Aber die Hirten und Bauern aus der Gegend kamen herbei und drängten ihm zu essen auf. Sie bauten eine kleine Leiter und brachten ihm regelmäßig ein Körbchen mit Eßwaren und einen Krug Wasser hinauf. Und sie erwarteten, daß Simeon zu ihnen sprach, ihnen vom Leben Jesu erzählte, mit ihnen betete. Das tat dieser dann auch, er rief zu Buße und Umkehr auf. Und bald kamen Kranke und Ratsuchende von überallher: Der Ruf des Eremiten verbreitete sich über Syrien hinaus, unter Christen und Heiden. Handelsleute bogen von der nahe vorbeiführenden Karawanenstraße ab, um Simeon zu besuchen. Auch heidnische Araberstämme suchten ihn auf, oder kaiserliche Boten, die Briefe mit Bitten und Anfragen brachten. Simeon Stylites, der Säulenheilige, wie man ihn nannte, wurde zum gesuchten Ratgeber und Schiedsrichter in kirchlichen wie in weltlichen Angelegenheiten. Mit seiner flammenden Predigt, mit leidenschaftlichen Appellen, der Liebe Christi nachzueifern, und vor allem durch seine abgekehrte, aber innerlich glühende Erscheinung brachte er viele zur Umkehr: Reumütige Bösewichte brachten das veruntreute Erbe von Witwen und Waisen zurück, haßerfüllte Feinde söhnten sich aus, und Irrende bekehrten sich zum wahren Glauben. Ja, Simeon vermochte auch in die Ferne zu wirken: Er brachte abtrünnige Bischöfe dazu, sich den Konzilsbeschlüssen anzuschließen. Was geistlicher und weltlicher Macht nicht gelungen war: den Frieden in der Kirche des Ostens herbeizuführen, das erreichte der heilige Mann von seiner Säule aus. Da ihn nun ganze Scharen von Pilgern heimsuchten, ihn in der Hoffnung auf ein Wunder anfaßten oder sich einen Fetzen seines abgeschabten Mantels ergattern wollten, hatte Simeon seine Säule erhöhen lassen, bis auf 20 Meter, mit einem Pfahl darauf, an den er sich lehnte, wenn er sich des Nachts zum Schlafen niedersetzte. Es ist aus heutiger Sicht kaum zu glauben, aber er soll dreißig Jahre lang auf seiner Säule gelebt haben, in Hitze und Kälte, Schnee und Regen. Schon zu Lebzeiten wurde er als Heiliger, als ein Vater Syriens verehrt. Als er im Jahr 459 starb, ließen die Behörden seinen Leichnam in die Hauptstadt transportieren, um die Pilgerströme dorthin umzuleiten. Die einheimische Bevölkerung aber wollte sich ihren Heiligen nicht nehmen lassen. Seine Säule wurde zum Mittelpunkt der Verehrung, und man erbaute aus den Spendengeldern einen großen Kirchenbau, ein Pilgerheiligtum. Klöster und Herbergen rings herum sorgten für die Scharen von Wallfahrern. Viele kamen von weither, um sich taufen zu lassen. Simeon mag heute als ein "sonderbarer Heiliger" erscheinen; auf seiner Säule erfüllte er jedoch die Aufgaben eines Vermittlers zwischen Himmel und Erde, und noch heute kommen die Menschen zu den Ruinen seines Heiligtums: Kal'at Sim'an bei Aleppo in Syrien.